

Raum und Zeit der Städte

Interdisziplinäre Stadtforschung

Herausgegeben vom Forschungsschwerpunkt »Stadtforschung«
an der TU Darmstadt

Band 12

Andreas Hoppe ist Professor für das Fachgebiet Geo-Ressourcen und Geo-Risiken
an der TU Darmstadt.

Andreas Hoppe (Hg.)

Raum und Zeit der Städte

Städtische Eigenlogik
und jüdische Kultur seit der Antike

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39536-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2011 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Ausschnitt aus »Die ganze Welt in einem Kleberblat« aus dem Itinerarium Sacrae Scripturae (1581) des evangelischen Theologen und Chronisten Heinrich Bünting (1545–1606)

Satz: Pia Cazzonelli

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort	
<i>Andreas Hoppe</i>	7
»Jede Stadt ist ein Seelenzustand« – Über städtische Vergesellschaftung und Identitätsanforderung	
<i>Martina Löw</i>	11
Geowissenschaften und die Eigenlogik der Städte	
<i>Andreas Hoppe</i>	25
»Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile« – Eigenlogik und archäologische Städteforschung	
<i>Franziska Lang</i>	47
»Nun blühen alle Städte der Griechen« – Stadtkultur im Imperium Romanum	
<i>Michael Stabl</i>	79
Städte und ihre Ressourcen in der Geschichte: Blicke über und aus Europa	
<i>Dieter Schott</i>	95
Juden in der vormodernen Stadt zwischen Integration und Ausgrenzung	
<i>J. Friedrich Battenberg</i>	117
»Judengeschäfte« – Warenhäuser im urbanen Kontext 1876–1938	
<i>Mikael Hård, Marie-Christin Wedel</i>	143

Übertrag und Neuanfang – Der Internationale Baustil in Tel Aviv <i>Annette Rudolph-Cleff</i>	167
»Muskeljudentum« – zwischen städtischem Individualismus und großstädtischer Indifferenz <i>Franz Bockrath</i>	187
Imaginäre Geographie – Was wäre, wenn ... Berlin und Jerusalem Nachbarn wären? <i>Helmuth Berking</i>	215
Autorinnen und Autoren	229

Vorwort

In seinen Reflektionen über »Das Reich der Zeichen« schrieb Roland Barthes (Frankfurt a.M. 1981), japanische mit westlichen Städten vergleichend:

»Die rechtwinkligen, netzförmigen Städte [wie Los Angeles etwa] bereiten uns, so sagt man, ein tiefes Unbehagen; sie verletzen in uns eine kinästhetische Empfindung der Stadt, wonach jeder urbane Raum ein Zentrum besitzen muss, in das man gehen und aus dem man zurückkehren kann, einen vollkommenen Ort, von dem man träumt und in Bezug auf den man sich hinwenden und abwenden, mit einem Wort: sich finden kann. Aus einer Reihe von Gründen [historischer, ökonomischer, religiöser, militärischer Art] hat der Westen dies Gesetz nur zu gut verstanden: Alle seine Städte sind konzentrisch angelegt. In Übereinstimmung mit der Grundströmung westlicher Metaphysik, für die das Zentrum der Ort der Wahrheit ist, sind darüber hinaus die Zentren unserer Städte durch Fülle gekennzeichnet: An diesem ausgezeichneten Ort sammeln und verdichten sich sämtliche Werte der Zivilisation: die Spiritualität [mit den Kirchen], die Macht [mit den Büros], das Geld [mit den Banken], die Ware [mit den Kaufhäusern], die Sprache [mit den Agoren: den Cafés und Promenaden]: Ins Zentrum gehen heißt die soziale »Wahrheit« treffen, heißt an der großartigen Fülle der »Realität« teilhaben.«

Diese »großartige Fülle« einer Stadt in Raum und Zeit lässt sich nur über einen breiten, interdisziplinären Ansatz in ihren zahlreichen Facetten fassen, verstehen und so in neuem Licht reflektieren. Gleichzeitig verwundert es, dass vielen wissenschaftlichen Disziplinen die Stadt als eigenes Forschungsobjekt fremd blieb oder wenig interessant erschien, obwohl doch so viele Menschen in Städten wohnen; immerhin sind es nach den Angaben des *World Watch Institute* 2007 inzwischen mehr als drei Milliarden Menschen oder mehr als 50 Prozent der Weltbevölkerung. Bei den Naturwissenschaften mag dieses Desinteresse verständlich sein, da der Biologe oder Geologe eher in stadtfernen Räumen die Objekte seiner Begierde findet. In den Gesellschaftswissenschaften wurden in den vergangenen Dekaden zwar viele Methoden empirischer Erforschung sozialer Strukturen auf der Makro- und Mikro-Ebene entwickelt, Städte dabei aber nur als

Beispiele betrachtet und nicht als potenziell eigenständige Gegenstände der Forschung. Die Ingenieurwissenschaften finden dagegen zwar bevorzugt in Städten ihre Fragen und Probleme, die sie dann technisch lösen, neigen aber weniger zu theorieschweren Reflektionen darüber. Am ehesten sind es wohl die Archäologen und Historiker, die ihre Quellen und Bezugspunkte immer wieder in und über Städte suchen und sie erforschen.

An der Technischen Universität Darmstadt erlagen in den vergangenen Jahren viele (und in ganz verschiedenen Fachdisziplinen) Forschende der Faszination der Städte; sie arbeiten und diskutieren seit Jahren miteinander. Unter dem Konzept einer *Eigenlogik der Städte – Neue Wege für die Stadtforschung* (im Jahr 2008 im ersten Band dieser Buchreihe begründet und herausgegeben von den Soziologen Helmuth Berking und Martina Löw), fokussieren ganz unterschiedliche Blicke auf die Stadt. Im Wintersemester 2009/2010 nahm daher das Evenari-Forum für Deutsch-Jüdische Studien an der TU Darmstadt, das seit Jahren interdisziplinäre Ringvorlesungen organisiert, das Thema auf und erweiterte es zeitlich durch eine stärkere historische Perspektive bis in die Antike und räumlich bis in den östlichen Mittelmeerraum; dazu kam eine Fokussierung auf Aspekte des Judentums.

In diesem Diskurs um die *Eigenlogik der Städte* und in diesem Band breiten die Autorinnen und Autoren ein breites Spektrum an Themen aus: Martina Löw analysiert den *Seelenzustand* der Stadt und *ihre Vergesellschaftungen und Identitätsanforderung* bzw. die damit verbundenen Prägungen für die Identität einer Person. Auch Helmuth Berking beschreibt Prägungen in einem Gedankenexperiment »Was wäre, wenn Berlin und Jerusalem Nachbarn wären?«, in dem er durch Entfernung des real trennenden Raumes nach dem Gemeinsamen fragt, das sich beispielsweise in den beiden Städten um die Shoah als ihr Schwerezentrum bildet. Andreas Hoppe versucht dagegen aus der Sicht des Geologen jene naturräumlichen Gegebenheiten zu identifizieren, welche die Entwicklung und die Vergesellschaftungen einer spezifischen Stadt, ihren Bewohnern bewusst oder nicht, beeinflussen oder gar prägen.

Dieser Spannungsbogen wird vertieft durch historische Analysen: Franziska Lang erläutert in ihrer *archäologischen Stadtforschung*, wie sich die heute als selbstverständlich wahrgenommene Siedlungsform Stadt als komplexes Gebilde im Orient zunächst entwickelte und dann über den Mittelmeerraum nach Mitteleuropa migrierte, wo sich, wie von dem Althistoriker Michael Stahl beschrieben, beispielsweise eine blühende »Hellenistische Stadtkultur im Osten des Imperium Romanum« ausbreitete. Der Jurist,

Historiker und Judaist Friedrich Battenberg erhellt die Situation der »*Juden in der vormodernen Stadt zwischen Integration und Ausgrenzung*«, und die Technikhistoriker Mikael Hård und Marie-Christin Wedel erkennen die Warenhäuser in den Städten der Moderne als »*urbane Konsumtempel*« und »*jüdische Erfindungen*«. Die Verstädterung und eine mögliche Reaktion darauf bzw. die Entwicklung eines »*Muskeljudentum – zwischen städtischem Individualismus und großstädtischer Indifferenz*« analysiert der Sportpädagoge Franz Bockrath.

Schließlich finden sich materielle Komponenten einer generellen Analyse in den Blicken auf »*Städte und ihre Ressourcen in der Geschichte*« des Umwelthistorikers Dieter Schott und, wiederum fokussiert auf die jüdische Vergesellschaftung, in der Darlegung des »*Internationalen Baustils in den Städten Palästinas*« durch die Architektin Annette Rudolph-Cleff.

Sicherlich wird hier nicht eine im Eingangszitat von Roland Barthes benannte »Realität« erschöpfend erklärt, sondern zunächst ein facettenreiches, aber noch nicht theoretisch festgelegtes Bild von Städten skizziert. Zwar haben die in Darmstadt forschenden Personen Sympathien und Argumente für eine *Eigenlogik der Städte*, aber ihr Blick ist offen und dadurch nicht verengt. Die »großartige Fülle der Realität« der Städte wird uns nicht loslassen. Städte werden uns weiter anziehen, abstoßen, verzweifeln lassen und zu einer Fülle weiterer Ideen und Forschungsvorhaben anregen.

Andreas Hoppe

»Jede Stadt ist ein Seelenzustand« – Über städtische Vergesellschaftung und Identitätsanforderung¹

Martina Löw

»Jede Stadt ist ein Seelenzustand«, lässt Georges Rodenbach seinen Protagonisten Hugo Viane im Roman *Bruges-la-Morte* (Zitat nach Das tote Brügge 2004, orig. 1992/1904: 56) sagen. Nach dem Tod seiner Frau erträgt Viane die Stadt der gemeinsamen Liebe nicht länger und sucht einen Ort, der dem Witwerstand entspricht. Mit Brügge findet er eine neue Heimat, die in Schweigen und Schwermut ihm ähnlich zu sein scheint. »Dieses schmerzreiche Brügge war seine Schwester« (ebd.), schreibt er, gegenseitiges »Durchdringen von Seele und Dingen! Wir dringen in sie ein, wie sie in uns« (ebd.).

Was Rodenbach hier 1904 zu beschreiben sucht, dass nämlich der Zustand der Stadt mit dem Betreten derselben in Menschen einwirkt, die Person erfasst und beeinflusst, gehört heute nicht mehr zu den selbstverständlichen Welterklärungen. Wohl aber haben wir uns daran gewöhnt, dass wir Personen ohne langes Nachdenken über die Städte, aus denen sie kommen, charakterisieren. Selbst Kurzvitae, wie sie Bewerbungen oder Dissertationen beigelegt werden oder auf Homepages gesetzt werden, beginnen nicht selten mit dem Hinweis auf den Geburtsort. Wenn man zum Beispiel liest »geboren 1965 in Passau, Studium an der LMU München und an der TU Berlin«, dann werden drei Formate genutzt, um von der vorgestellten Person ein Bild zu erzeugen: Zeit, Raum und Institution. Alter und Dauer, zum Beispiel des Studiums, sind wichtige Quellen zur Interpretation der Persönlichkeit, ebenfalls der Ruf der Hochschulen, die besucht wurden, aber auch die Orte erzählen uns eine Geschichte. In dem Fall wäre die Erzählung wie folgt: Aufwachsen in der bayrischen Provinz, Wechsel in die bayrische Hauptstadt, größtmöglicher Autonomiebeweis in Deutschland durch freiwilligen Umzug zum preußischen Konkurrenten Berlin. Wir hätten ein anderes Bild dieser Person, wäre sie von Passau nach

¹ Überarbeitete und erweiterte Fassung eines erstmals auf dem Schweizer Soziologiekongress 2009 gehaltenen Vortrages.

Nürnberg gegangen und dort geblieben oder wäre sie von Passau aus nach Hamburg und Kiel gegangen. Mit anderen Worten: Es gehört zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten, dass wir die Persönlichkeit eines anderen über die Vergesellschaftung durch Orte sowie über Ortswechsel bzw. Verweilen zu entschlüsseln versuchen. Wir nehmen an, dass wir dorthin ziehen, wo der Ort zu unserer Person passt, bzw. umgekehrt auch der Ort auf Dauer uns als Personen beeinflusst. Selbstverständlich kalkulieren wir ein, dass nicht jeder Wechsel freiwillig erfolgt, aber wenn man bleibt, wird man – so die Annahme – sich dem Ort nur schlecht entziehen können. Wer in Basel lebt, ist anderen Einflüssen ausgesetzt als in Genf oder in Zürich. Wer in Tel Aviv lebt, wird über andere Kontexte sozialisiert als in Haifa oder in Jerusalem.

Das gilt ebenso für die Produktion von Wissenschaft. Simmels Werk ist tief von seinen Berliner Erfahrungen durchzogen, New York steht für das Theorieprogramm der World- und Global City-Forschung, wohingegen Los Angeles der postmodernen Forschung Fassung bietet (siehe Berking/Löw 2005 sowie Crang/Thrift 2000: 13). Die Beziehung zwischen Stadt- und Theoriegestalt kann ein aufschlussreiches Forschungsfeld sein. Dies gilt auch für die Produktion von Literatur: Thomas Mann hat bekanntlich in seinem Vortrag »Lübeck als geistige Lebensform« (1960, orig. 1926) darauf bestanden, dass Lübeck zu einer persönlichen Lebensform, -stimmung und -haltung geführt habe, die nicht nur sein Werk *Buddenbrooks*, sondern alle seine Bücher beeinflusst hätte. Dieser Gedanke, dass die Welt- und Selbstsicht durch den räumlichen Kontext der Stadt beeinflusst wird, soll im Folgenden aufgegriffen werden, indem untersucht wird, wie personale Identität durch die Eigenlogik von Städten geprägt wird.

1. Identität und Raum

Das Themenfeld »Identität« wirft die Frage auf, wie wir die eigene Person zum Gegenstand des Nachdenkens machen und wie jede gelungene Strategie des Identischen nur durch die gleichzeitige Konstruktion eines Anderen sinnhaft wird (Taylor 1994). Identität als historisch gewachsene Strategie zur Formung und Disziplinierung der eigenen Person (Joas 1994) basiert auf Selbstbeobachtung und Differenzierung gleichzeitig. Unabhängig davon, wie sehr ich mir bewusst bin, dass ich in verschiedenen Phasen und

Bereichen meines Lebens unterschiedlich handle, wie sehr ich das Gefühl entwickle, komplex und widersprüchlich zu sein, bin ich doch in der Regel in der Lage, »Ich« zu sagen und mich zu beschreiben, und zwar dadurch, dass ich mein Ich, sowenig ich dieses für einzigartig halten muss, doch von anderen Ichs unterscheiden kann. Soziologisch wird damit das Projekt, die Struktur der Selbstbeziehung einer Person zu beschreiben, zur Frage nach dem Verhältnis von Prägung, Erzählung und Unterscheidung. Nicht zu Unrecht wird die Frage nach Identität daher gern über den Habitusbegriff fokussiert. Der Habitus im Bourdieuschen Sinne wird als wissensbasiertes Prinzip zur Erzeugung von Wirklichkeit gedacht. Als Handlungs- und Wahrnehmungsschemata entstehen aus den gesellschaftlichen Strukturen heraus gruppenspezifische Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsgewohnheiten. Die konstitutiven Merkmale des Selbst sind somit als milieuspezifische beschreibbar, die sich in konkurrenter Abgrenzung verfestigen. In beiden Modellen, ob über den Identitätsbegriff stärker Reflexivität und Selbstbeziehung oder über den Habitusbegriff dominanter Determinierung fokussiert wird, ist der *Kontext* konstitutiv für die Formung der eigenen Person. Erving Goffman hat jede Selbstpräsentation systematisch als über seine Rahmung strukturiert entworfen (Goffman 1971). Bei Anthony Giddens (1988) wird dies später als Raumbindung des Handelns weiter ausgeführt.

Nun ist diese Raumbindung in einer urbanisierten Welt ganz wesentlich über die Städte als Sinneinheiten organisiert. Mittlerweile existiert in Deutschland ein Verstädterungsgrad von 88 Prozent. Demzufolge ist davon auszugehen, dass neben globalen und nationalen Bezügen auch die Stadt als vergesellschaftender Sinnkontext relevant wird. Wie zunächst Thomas Mann sein Lübeck, so hat später der Chicagoer Soziologe Louis Wirth (1974, orig. 1938) Urbanität als *Lebensform* bezeichnet. Damit gemeint ist, dass erstens Stadt sozial und räumlich anders vergesellschaftet als das Land oder als der Nationalstaat und zweitens, dass eine Stadt wie Lübeck dazu beiträgt, Identitätskonstruktionen über andere Plausibilitäten zu organisieren als es z.B. Venedig tut. Deshalb ist in Manns »Tod von Venedig« auch immer ein bisschen Lübeck eingebaut.

Lange Zeit galt – angeregt durch Georg Simmels *Die Großstädte und das Geistesleben* (1984, orig. 1903) – die Differenzierung zwischen dem emotional kühlen, doch intellektuell flexiblen Städter und dem gemütvollen, aber weniger klugen Ländler als grundlegend für die Beschreibung von zwei Lebensformen. Diese Differenzierung hat angesichts der umfassenden

Urbanisierung an Bedeutung verloren. Viel grundlegender ist daher für Identitätsbeschreibungen heute, dass alle sich in mindestens zwei Raumformate integrieren müssen, nämlich Nationalstaat und Stadt. Gerd Held (2005) argumentiert im Anschluss an Fernand Braudel (1985), dass Stadt und Territorialstaat seit der frühen Moderne konkurrierende Organisationsformen räumlicher Einheiten darstellen. Während der moderne Nationalstaat als Territorialform eine räumliche Ausschlusslogik im Sinne einer geschlossenen oder schließbaren Behälterkonstruktion etablierte, verschiebte sich die moderne Großstadt (nach der Schleifung der Mauern) einer räumlichen Einschlusslogik. Anders als der Nationalstaat ist die moderne Stadt strukturell offen. Sie lebt von der Heterogenität.

So gewendet hat die Moderne zwei Vergesellschaftungsformen, nämlich »Territorium/Ausschluss« und »Stadt/Einschluss« systematisch verankert. Die moderne Stadt bildet das notwendige Pendant zum Nationalstaat und stellt eine eigene Form der Vergesellschaftung dar. Schließt man sich der Erkenntnis an, dass Städte sich strukturell – trotz vielfältiger sozialer Ungleichheit – dem Einschluss des Heterogenen als raumstrukturelles Organisationsprinzip verpflichtet sehen, bilden *Größe*, *Dichte* und *Heterogenität* (also die Bestimmungsmerkmale von Städten nach Wirth 1974, orig. 1938) als qualitative Kriterien den Ansatzpunkt dafür, Städte zu bestimmen und auch zu unterscheiden: Städte bilden eine vom Nationalstaat prinzipiell zu unterscheidende Form der Vergesellschaftung, und Städte als Gebilde, die Heterogenität voraussetzen und deshalb – trotz aller beobachtbarer sozialer Ungleichheiten – strukturell inklusiv konstruiert sind, unterscheiden sich in der Art, wie Heterogenität, Dichte und Größe sich kombinieren.

Auch wenn die Sozialwissenschaften dazu neigen, Identität entweder personenorientiert an Familie und Beruf oder makrodimensioniert an die Nationalform zu binden (Selbstbeschreibungen als Israeli, Deutscher, Brasilianer zum Gegenstand zu machen), so existieren doch auch einige recht überzeugende Studien, die die These deutlich erhärten, dass es für die individuelle Entwicklung und Selbstbeschreibung einen fundamentalen Unterschied macht, ob man in Bern oder Luzern, in Duisburg oder in Dresden, in New York oder in Los Angeles aufwächst. Das würde bedeuten, dass Stadt konstitutiv in die Selbstentwicklung und Selbstbeschreibung einwirkt.

2. Die Stadt als Erfahrungsraum

Richard Wohl und Anselm Strauss beobachten bereits 1958, dass Städten häufig Eigenschaften zugeschrieben werden, die darauf zielen, den besonderen Charakter einer Stadt zu erfassen. Städte erscheinen so betrachtet als dynamisch oder progressiv, kosmopolitisch oder sentimental und entfalten in diesem Sinne unterschiedliche Wirkungen. Wohl/Strauss deuten diese Zuschreibungen mit Bezug auf Robert Park so, dass Städte sich im Bewusstsein (*state of mind*) formen. Anselm Strauss formuliert daraufhin im Jahr 1967 die Forderung an die Stadtsoziologie, Städte in ihrer Differenz über die ‚icons‘ zu interpretieren, also über Wahrzeichen bzw. bedeutende symbolische Repräsentationen, da sie gleichzeitig einen spezifischen Stil der Stadt, die Sehnsüchte der Bewohner und Bewohnerinnen, die Repräsentation der Stadt nach außen sowie die Planungsstrategien verkörpern (vgl. vor allem Strauss 1967: 86; aber auch Strauss 1961).

Dieser Blick auf herausragende Symbole ist in der Soziologie in den Hintergrund getreten und hat Platz gemacht für die Frage, in welche Routinen Menschen durch Städte gezwungen werden. Davon ausgehend, dass Identität eine Form von Praxis ist, die notwendig auf Wiederholung setzt, ist es naheliegend, die Raumstrukturen, das kollektive Gedächtnis (das sich in der Stadt materialisiert), die Regeln des sozialen Umgangs, und die politischen und religiösen Kulturen einer Stadt daraufhin zu befragen, wie sie bestimmte Gedanken, Gefühle und Handlungen näherlegen als andere (vgl. zum Beispiel die Arbeiten von Taylor/Evans/Fraser 1996; Abu-Lughod 1999; Lindner/Moser 2006; Berking u.a. 2007; Musner 2009).

In einer Analyse von sieben öffentlichen Diskussionen über die Frage, was ist »typisch Darmstadt«, konnte gezeigt werden, dass Darmstadt von einer Gefühlsstruktur geprägt ist, die durch Harmoniestreben, Ordnungswunsch und Entschleunigung geprägt ist (Löw/Noller/Süß 2010). Es herrscht ein soziales Klima, in dem die Bürger/-innen sich als tendenziell zufrieden mit der Stadt begreifen. Darmstadt wird als ruhig und zuverlässig erfahren. Routinen werden in der Stadt geschätzt, weil sie Vertrautes vermitteln. Wenn Darmstadt ein Mensch wäre, dann würde man sein Temperament am ehesten als phlegmatisch beschreiben. Die bildhafte Verdichtung der affektiven Zuschreibungen zu Darmstadt in den Gesprächen als phlegmatische Stadt bringt eine Erfahrung von Ruhe und Gelassenheit auf den Punkt. In Darmstadt behält man das Gefühl, dass diese Stadt sich nicht aus der Ruhe bringen lässt. Es dominiert der Eindruck, dass Prob-

leme in dieser Stadt pragmatisch durch Konfliktvermeidung, langsame Entscheidungsfindung, Kommunikation, Kompromissbildung, Prozesse des Aushandelns sowie durch Schaffung einer günstigen Atmosphäre für gegenseitiges Kennenlernen gelöst werden (ausführlich Löw/Noller 2010).

Die Studie *Typisch Darmstadt* kann zeigen, dass sich in der Stadt Gefühlsstrukturen isolieren lassen, die regelmäßig in der Stadt zu wechselnden Zeiten von wechselnden Personengruppen reproduziert werden und die offensichtlich auf die Bewohner einwirken. Da grundsätzlich die »Wahrnehmung und Deutung von emotionalen Erlebnissen und Erfahrungen [...] vor dem Hintergrund soziokulturell verfügbarer und geformter Schemata« (Vester 2000: 134) sich vollzieht, ist die Stadt ein rahmendes Schema, das spezifische Interpretationen nahelegt und eben diesen Deutungen auch selbst unterliegt.

Als These formuliert (vgl. dazu ausführlich die Arbeiten des Darmstädter Forschungsverbundes u.a. Berking/Löw 2008; Löw 2008) heißt das: In jeder Stadt bilden sich spezifische und unterscheidbare Konstellationen zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen heraus. Damit verdichten sich diese Städte zu Sinnzusammenhängen, die Menschen in ihren Praktiken, das heißt in ihrer Identität, in Gefühlen, Einstellungen, im Denken auf unterschiedliche Weise prägen. Gleichzeitig und umgekehrt reproduziert sich durch diese Praxis eine besondere Logik der jeweiligen Stadt.

Diese Wechselwirkung wird vorgeschlagen als »Eigenlogik der Städte« begrifflich zu fassen (zum Begriff der Eigenlogik vgl. folgende Veröffentlichungen im Kontext der Darmstädter Stadtforschung: Berking 2008; Bockrath 2008; Gehring 2008; Löw 2008; Zimmermann 2008). Gemeint ist nicht, dass hinter den dynamischen städtischen Prozessen eine Logik im Sinne einer rationalen Gesetzmäßigkeit zu finden ist. Vielmehr erfasst Eigenlogik praxeologisch die verborgenen Strukturen der Städte als vor Ort eingespielte, zumeist stillschweigend wirksame Prozesse der Sinnformung mitsamt ihrer körperlich-materiellen Einschreibung (vergleichbar einem Konzept von »praktischer Logik«, wie Pierre Bourdieu 1976: 228ff. es entwickelt hat).

Die Grundannahme ist also, dass jede Stadt eine Konstellation spezifisch zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen entwickelt, mittels derer sich Städte zu Sinnprovinzen (Berger/Luckmann 1980: 28ff.) verdichten, und damit neben nationaler (Israeli, Deutscher, Brasilianer) und supranationaler (Europa, Südamerika) Vergesellschaftung auch

lokale Vergesellschaftung provozieren. Keiner ist nur New Yorker, wie keiner nur Amerikaner ist, dennoch ist die Stadt ein Klassifikationsprinzip, das Weltsicht auf spezifische Weise nahe legt. In wissenssoziologischer Perspektive kann man deshalb auch von der *doxa* der Stadt sprechen (zur *doxa* in wissenssoziologischer Sicht Knoblauch 2003: 190; zur *doxa* der Stadt Berking 2008).

Es würde keinen Sinn ergeben, eine Determinierung oder gar Deckungsgleichheit zwischen personaler Identität und städtischer Eigenlogik anzunehmen. Selbstverständlich sind nicht alle Züricher gleich (so wie nicht alle Frauen/Männer oder alle Angehörige einer Berufsgruppe gleich sind – oder was immer als Konstruktionsprinzip von Identität herangezogen wird). Dennoch kann man, wenn man die vorliegenden Beobachtungen und Forschungsergebnisse zusammennimmt, die Annahme formulieren, dass quer zu den Milieus Taxifahrer/Taxifahrerinnen, Hochschullehrer/Hochschullehrerinnen, Tänzer/Tänzerinnen und Priester etc. einer Stadt gemeinsame Praxisformen ausprägen.

Silke Steets (2008) hat zum Beispiel kürzlich für die ostdeutsche Stadt aufgezeigt, dass häufig aus dem Westen zugereiste junge Kulturschaffende nicht bewusst in ihrem politischen Handeln ostdeutsche Muster reproduzieren. Die Aktivisten veranstalten Wohnpartys und gestalten Räume als öffentliche Wohnzimmer. Steets identifiziert diese, zum Teil illegalen Plätze, als Hybriden, die die Kennzeichen des Öffentlichen tragen, aber als intime familiäre Orte inszeniert werden. Die überraschende Erkenntnis ist, dass diese Wohnzimmerorte der Westler eine räumlich-kulturelle Praxis weiterführen, wie sie für subkulturelle Kontexte der DDR typisch war. Da öffentliche politische Veranstaltungen sanktioniert wurden, werden Wohnzimmer zu politischen Treffpunkten. Eine vorreflexive, für Leipzig typische Praxis schreibt sich in den Aktionen der Kulturschaffenden fort.

Das Wohnzimmerbeispiel verweist darauf, dass Selbst- und Bedeutungszuschreibungen lokal tradiert werden und zwar ohne dass das Eigene der Stadt sich nur langjährig Ansässigen erschließt. Aus dem Westen Zugereiste greifen jene Handlungsmuster für ihre politischen Aktionen auf, die bereits in Leipzig zu DDR-Zeiten typisch waren, aber ohne dass es den politischen Akteuren bewusst ist. Das heißt erstens, dass die kulturellen Dispositionen der Stadt die eigene Person mitformen. Zweitens gibt es keinen Grund, dies Eigene der Stadt nun vorschnell mit Geburtsrechten oder langer Tradition zu verbinden. Im Gegenteil, die vergesellschaftende

Wirkung der Sinneinheit Stadt scheint sehr viel durchdringender zu sein als lange angenommen.

Sicher weiß man heute, dass Städte unterschiedlich »ticken«. Dass – ohne dass man das einzelnen Personen wie z.B. herausragenden Politikern zuordnen könnte – in Städten in historisch sich wiederholender Form auf Problemlagen reagiert wird (Rodenstein 2008). Das heißt, dass wechselnde Personen (also unterschiedlicher Generationslagen, politischer Milieus, Zugezogene und Alteingesessene) sich in einen Kanon vor Ort naheliegender Handlungsformen einfügen. »Warum«, fragt Karsten Zimmermann in diesem Kontext zu Recht, »ist eine Stadt in der Lage, ein Problem besser, früher oder umfassender zu adressieren als eine andere? [...] Weitreichender als der abweichende Umgang mit identischen Problemen ist die Frage, warum bestimmte Problemstellungen in manchen Städten gar nicht erst als Problem wahrgenommen, sondern ignoriert oder in Routineaufgaben umgedeutet werden. Diese Fragen werden gerade dann spannend, wenn etwa hinsichtlich der institutionellen Rahmenbedingungen und finanziellen Möglichkeiten gleiche Bedingungen herrschen« (Zimmermann 2008: 2; vgl. zu unterschiedlichen Praktiken vergleichbarer Kommunen auch Schridde 1997). Die Gesetze zur Prostitution werden genauso wie die Gesetze zur Luftreinheit je nach Stadt anders ausgelegt. Nicht nur der Karneval wird in Köln anders gefeiert als in Berlin, sondern auch der US-amerikanische Exportschlager wie die Schwulen- und Lesbenparade »Christopher-Street-Day« (CSD) wird in Berlin geteilt veranstaltet, wie es für die Stadt typisch ist (am Berliner Kurfürstendamm gerät er zur Konsumdemonstration, im Berliner Kreuzberg zur politischen Kundgebung), in Frankfurt am Main setzt die Trauer um AIDS-Tote deutliche Akzente, und in Köln herrscht ein zweites Mal Karneval.

Sicher kann man auch sagen, dass diese Stadtkulturen Wirkung auf Selbstkonzepte entfalten, aber selbstverständlich sind Menschen in einer Stadt, die als melancholisch charakterisiert wird (wie so oft Istanbul oder Lissabon), nicht alle melancholisch; Menschen in einer Stadt, die als phlegmatisch erfahren wird (wie Darmstadt), sind nicht Phlegmatiker. Und doch müssen alle, Bewohner wie Besucher, auf das soziale Klima, den Rhythmus einer Stadt reagieren. Manch einer mag eine Stadt, die als melancholisch erfahren wird, als anregend für eigene Kreativität erleben, andere werden in dieser Stadt traurig gestimmt. Die Stadt kann als Kontext gesehen werden, der das Handeln strukturiert. Menschen beziehen notwendig den Erfahrungsraum Stadt in ihre Handlungen ein. Sie tun dies auf

unterschiedliche Weise, aber doch agieren alle in Relation zu den gegebenen Strukturen.

Unklar bleibt bislang, wie die Differenzen zwischen Städten typologisch deutbar sind. Zu wenig erforscht ist bisher auch – hier besonders relevant – wie das Wirkungsverhältnis zwischen Stadt und Individuum en détail zu bestimmen ist. Bislang haben alle Disziplinen streng entlang der Fachgrenze Interpretationen angeboten: Die Historikerinnen und Historiker sprechen über die Bedeutung der Gründungsgeschichte einer Stadt, die Politikwissenschaftlerinnen und Politikwissenschaftler über Kommunalverfassung, die Wirtschaftswissenschaftlerinnen und Wirtschaftswissenschaftler über ökonomische Performanz, die Architektinnen und Architekten über historisch verankerte Bauformate, welche sich in ihren Vergesellschaftungsqualitäten unterscheiden. Die Aufgabe muss nun sein, die Befunde auf einer abstrakteren Ebene zusammenzuführen.

3. Dichte

Qualitative Variationen von Dichte können hier den Ausgangspunkt bilden. Dichte ist das Organisationsprinzip, nach dem sich symbolisch und materiell die städtische Welt spezifisch anordnet. Daher kann nach den Artikulationsformen von Dichte gefragt werden. Dichte benennt Wechselwirkungen durch Konzentration und zielt im Kern der Begriffsbestimmung auf die quantitative und qualitative Komprimiertheit von Praktiken. Der Begriff der Dichte zur Differenzierung von Städten als verschiedene Lebensformen bedeutet im doppelten Sinne (quantitative) Vielzahl, aber auch (qualitative und singuläre) Vielgestaltigkeit. Von Städten als (Identitätskonstruktionen beeinflussende) Lebensformen zu sprechen meint insofern die spezifische Dichte lokaler Praktiken sowie die lokalspezifischen Potenziale von Städten als routinisierte und institutionalisierte Praxis der Verdichtung zu denken.

Am Beispiel von Berlin könnte man die Hypothese überprüfen, ob Teilung ein Modus ist, der im Sinne einer gespaltenen Verdichtung sich räumlich und sozial über Jahrhunderte in die Stadt eingeschrieben hat und somit Identifikation mit der Stadt nur konflikthaft möglich werden lässt. Für Jerusalem zum Beispiel könnte eine solche Annahme auch gelten. Bei Städten wie München und Tel Aviv dagegen scheinen sich alle immer si-

cher zu sein, was diese Stadt ausmacht. Weiter gibt es Städte, die Veränderung immer von außen erwarten, wie es bei Bremerhaven der Fall ist (Berking u.a. 2007), die demnach die qualitative Komprimiertheit von Praxisformen als intern verfestigt erachten. Und es existieren in Abgrenzung dazu Städte, in denen alle auf die lokalen Potenziale vertrauen, wie es bei Rostock zu beobachten ist (ebd.) Als Arbeitshypothese könnte man auch formulieren, dass jene Probleme der Unplanbarkeit von Städten, die Rem Koolhaas, Bruce Mau und das Office for Metropolitan Architecture (in Koolhaas/OMA/Mau 1995) so eindringlich beschreiben, eine Ursache in einer hoch konflikthaften eigenlogischen Verfasstheit finden, weil immer die Verwaltungseinheit Stadt und nicht die unter dieser Konstruktion vereinten Städte als sinnhaft gebundene soziale Wirklichkeiten adressiert wird. Bei all diesen Fragen würde es sich lohnen, mit qualitativen Interpretationsverfahren zum ersten Mal systematisch Städte nicht nur als Laboratorium soziologischer Forschung zu betrachten, sondern sie in ihren Strukturen zum Gegenstand zu machen (ausführlich Löw 2008).

Soziologisch ist das unter anderem deshalb eine so große Herausforderung, weil das Eigene der Städte sich sowohl aufgrund *historisch motivierter Erzählungen, Erfahrungen und Materialschichtungen* als auch im *relationalen Vergleich zu formgleichen Gebilden*, das heißt zu anderen Städten, entwickelt. Eigenlogische Strukturen verfestigen sich nicht nur im praktisch Eingebühten, also in historischer Relation, sondern auch in räumlicher Relation, das heißt durch die Zeitgenossenschaft zu anderen gleichzeitigen Stadtentwicklungen. Die theoretische Anforderung an die Soziologie ist es, das Eigenlogische als strukturierte Praxis zu begreifen und in die Einsicht zu integrieren, dass jede Strategie der Besonderung in Beziehungsleistungen eingebunden ist.

Bislang neigen alle Studien dazu, die Erklärung für Vergesellschaftungswirkungen der Städte allein in historischer Entwicklung zu suchen. Was bislang fehlt, ist eine Analyse des relationalen Bezugssystems, das das Eigene der Städte formt. Städte sind in ein Netzwerk objektiver Beziehungen eingebunden, welche erstens Stadtentwicklung durch Vergleichssysteme mitstrukturiert und es zweitens verunmöglicht, Entwicklungen gerade unter Bedingungen von Globalisierung, also steigender Vernetzung und Abhängigkeiten, allein über den Ort zu erklären. Die Struktur eines Ortes ist in diesem Sinne auch Resultat von Prozessen an anderen Orten. Insofern kann Identität in ihrer Abhängigkeit vom Kontext »Stadt« konzeptionell nicht ohne die Praktiken der Abgrenzung und des In-Beziehung-Set-

zens zu anderen Städten gedacht werden. Georg Simmel hat darauf aufmerksam gemacht, dass der Begriff des Ortes nichts Substanzielles, sondern eine »Beziehungsform« (Simmel 1995: 710) fasst. Wie eine Stadt sich entwickelt, ist abhängig davon, wie andere relevante Städte sich behaupten. Frankfurt am Main kann sich deshalb so effektiv als amerikanisierte Stadt in Szene setzen, weil Köln, Berlin, Hamburg und Stuttgart dies *nicht tun*. Sie muss aber auch, um in dieser Liga der Großstädte weiter spielen zu können, ihre Offenheit für Homosexualität inszenieren, wenn *alle anderen das tun*. Tel Aviv wird daher als Hort der Subkultur akzeptiert, weil das religiöse Zentrum Jerusalem ist usw. Dass die eigenlogische Struktur einer Stadt auch andernorts mitentwickelt wird, zeigt exemplarisch Anthony Kings Arbeit über London. Dort weist er nach, dass die Entwicklung von London zum Zentrum eines transitorischen Kapitalismus gleichzeitig damit einhergeht, dass die Stadt in postkoloniale Machtkonfigurationen eingebunden ist, in der Akteure und Institutionen in London nur noch wenig Kontrolle über die Entwicklung der Stadt ausüben (King 1991: 145ff.). Städtische Eigenlogik ist somit ein ortsbezogener Prozess, der nicht nur an einem Ort stattfindet. Durch den Konnex der Städte kann die Logik von Lissabon also ebenso in São Paulo mit ausgebildet werden, jene von Jerusalem in Berlin.

4. Fazit

Wenn das Projekt, die Struktur der Selbstbeziehung einer Person zu beschreiben, soziologisch zur Frage nach dem Verhältnis von Prägung, Erzählung und Unterscheidung führt, dann ist die jeweilige Stadt eine prägende Lebensform, über die wir viel und gerne erzählen. Sie wirkt in das Projekt »Identität« hinein, weil sie der Ort ist, an dem wir Heterogenität strukturell verankert haben und weil Städte mit den ihnen eingeschriebenen Sozial-, Raum- und Gefühlsstrukturen uns nicht äußerlich bleiben, ferner weil die Welt auf unterscheidbare Weise in diesen Städten anwesend ist. Gesellschaft existiert nicht jenseits der Städte, sondern gewinnt ihr Erscheinungsbild in den Städten und zwar auf verschiedene Art und Weise.

Literatur

- Abu-Lughod, Janet (1999), *New York, Chicago, Los Angeles*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1980), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt/M.: Fischer.
- Berking, Helmuth (2008), »Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen«. Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte, in: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.), *Eigenlogik der Städte*, Frankfurt/M./New York: Campus. S. 15–31.
- Berking, Helmuth u.a. (2007), *HafenStädte*. Eine komparative Untersuchung zur Eigenlogik von Bremerhaven und Rostock. Abschlussbericht des empirischen Lehrforschungsprojektes »Soziologie des Ortes« unter Leitung von Helmuth Berking und Jochen Schwenk. Darmstadt. (In überarbeiteter Form als Buch erschienen: Berking, Helmuth/Schwenk, Jochen (2011): *Hafenstädte. Bremerhaven und Rostock im Wandel*, Frankfurt/M.: Campus.
- Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.) (2005), Die Wirklichkeit der Städte, *Soziale Welt*, Sonderband 16, Baden-Baden: Nomos Verlag.
- (2008), *Eigenlogik der Städte*, Frankfurt/M.: Campus.
- Bockrath, Franz (2008), Städtischer Habitus – Habitus der Stadt, in: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.), *Eigenlogik der Städte*, Frankfurt/M.: Campus, S. 55–82.
- Bourdieu, Pierre (1976, orig. 1972), *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Braudel, Fernand (1985), *Sozialgeschichte im 15.–18. Jahrhundert*, München: Kindler.
- Crang, Michael/Thrift, Nigel (Hg.) (2000), *Thinking Space*, London/New York: Routledge.
- Gehring, Petra (2008), Was heißt Eigenlogik? Zu einem Paradigmenwechsel für die Stadtforschung, in: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.) *Eigenlogik der Städte*, Frankfurt/M./New York: Campus, S. 153–167.
- Giddens, Anthony (1988), *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, Frankfurt a. M.: Campus.
- Goffman, Erving (1971), *Interaktionsrituale. Über das Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Held, Gerd (2005), *Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Joas, Hans (1994), *Kreativität und Autonomie. Die soziologische Identitätskonzeption und ihre postmoderne Herausforderung*, in: Görg, Christoph (Hg.), *Gesellschaft im Übergang. Perspektiven kritischer Soziologie*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 109–119.
- King, Anthony (Hg.) (1991), *Culture, Globalization and the World-System*, London: Macmillan.

- Knoblauch, Hubert (2003), Habitus und Habitualisierung. Zur Komplementarität Bourdieus mit dem Sozialkonstruktivismus, in: Rehbein, Boike/Saalmann, Gernot/Schwengel, Hermann (Hg.), *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen*, Konstanz: UVK, S. 187–201.
- Koolhaas, Rem (1995), Generic City, in: Koolhaas, Rem/OMA (Hg.), *S, M, L, XL*, New York: Monacelli Press, S. 1238–1264.
- Lindner, Rolf/Moser, Johannes (Hg.) (2006), *Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Löw, Martina (2008), *Soziologie der Städte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina/Noller, Peter/Süß, Sabine (Hg.) (2010), *Typisch Darmstadt? Eine Stadt beschreibt sich selbst*, Frankfurt/M.: Campus.
- Löw, Martina/Noller, Peter (2010), Eine Insel der Glückseligen? Gefühltes Darmstadt: Zufriedenheit, Phlegma und Entschleunigung, in: Löw, Martina/Noller, Peter/Süß, Sabine (Hg.), *Typisch Darmstadt? Eine Stadt beschreibt sich selbst*, Frankfurt/M.: Campus.
- Mann, Thomas (1960, orig. 1926), *Lübeck als geistige Lebensform*, herausgegeben von Peter Walter, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
- Mead, George H. (1974), *Mind, Self, and Society. From the Standpoint of A Social Behaviorist*, 9. Auflage, Hg. von Charles W. Morris, Chicago: University of Chicago Press.
- Molotch, Harvey/Freudenburg, William R. u.a. (2000), History repeats itself, but how? City character, urban tradition, and the accomplishment of place, *American Sociological Review*, Jg. 65, H. 6, S. 791–823.
- Musner, Lutz (2009), *Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt*, Frankfurt/M.: Campus.
- Rodenbach, Georges (2004, orig. 1904), *Das tote Brügge*, Stuttgart: Reclam.
- Rodenstein, Marianne (2008), Die Eigenart der Städte. Frankfurt und Hamburg im Vergleich, in: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.), *Eigenlogik der Städte*, Frankfurt/M./New York: Campus, S. 261–311.
- Schridde, Henning (1997), Lokale Sozialpolitik zwischen Integration und Ausgrenzung, *Zeitschrift für Sozialreform*, Jg. 1997, H. 11/12, S. 872–890.
- Simmel, Georg (1984, orig. 1903), Die Großstädte und das Geistesleben, in: Simmel, Georg (Hg.), *Das Individuum und die Freiheit*, Stuttgart: Wagenbach, S. 192–204.
- (1995, orig. 1908), Der Raum und die räumliche Ordnung der Gesellschaft, in: Rammstedt, Otthein (Hg.), *Georg Simmel – Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Gesamtausgabe Band 11, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 687–790.
- Steets, Silke (2008), *»Wir sind die Stadt!« Kulturelle Netzwerke und die Konstitution städtischer Räume in Leipzig*, Frankfurt/M./New York: Campus.
- Strauss, Anselm L. u.a. (1961), *Images of the American City*, New York: The Free Press.